



Fremde, geliehene, gebrauchte, gefundene Bücher

Von Ingrid Mylo

I. Bücher aus einem fremden Bestand, wie Backsteine aus dem Zusammenhang eines ganz anderen Lebens gebrochen, gebrauchte Bücher: aus Flohmarktkisten gewählt, heimgeholt aus Antiquariaten. Bücher, die vorher anderen gehört haben, und nicht selten ist das Vorsatzblatt mit ihren Namen gebrandmarkt, mit einer Widmung („meinem flüchtigen Wolkenprinz, in Liebe Edna“), die nicht mehr gilt.

Sie hatten bei unbekanntem Leuten ihren Platz, waren umgeben von deren Gegenständen, eingefasst von ihren Gewohnheiten, ihren Gerüchen. Und jetzt stehen sie hier, im eigenen Regal, Reste ihrer ehemaligen Umgebungen lösen sich aus den Seiten und das Zimmer füllt sich mit seltsamen Substanzen. Ein Käferbein im Spiegel, wo das Kabel der Lampe zu sehen sein sollte, ein aufsässiges Wispern im gewohnten Chor gleichmütiger Geräusche, ein Spritzer Zirkonrot auf der Uhr, der die Unruhe zum Blühen bringt, ein abgesplitterter Gedanke, der zwischen den Ahoindielen steckt. Und man fürchtet den Abend, an dem es eine unbekannte Stimme sein wird, die aus dem Schlafzimmer ruft: „Kommst du ins Bett?“

II. Und dann: die Anstreichungen, oft, in solchen Büchern. Die waagrechten Linien unter den Worten und die senkrechten am Rand zum Kennzeichnen ganzer Abschnitte. Die Kringel und Haken und Fragezeichen, die hingeworfenen Kommentare, die mehr oder minder plakativ von der Einmischung der Vorbesitzer künden. Rudi was here oder Hans oder Lydia. Und hat seine jubelnde Zustimmung hinterlassen („Genau. Ja. Ja! JA!“), seine Kritik („sagt man im Deutschen nicht“) oder seine unverblühte Empörung über den „megakrasen Schwachsinn“ auf Seite 186 in Julian Barnes *Zitronentisch*, wo von jemandem gesagt wird, er habe keine Angst vor dem Sterben, es dürfe nur nicht dazu führen, dass er am Ende tot sei.

Man kommt in derart zugereichteten Büchern nicht mehr unmittelbar mit dem Inhalt in Berührung: es liegt zu viel Müll im Weg. Verschwitzte Gedankenreste fremder Gemüter, wobei von den wirklich wüsten Fällen noch gar nicht die Rede war. Von Benoîte Groults *Salz auf unserer Haut*, dem ein Berserker brutal den Stift in die Seiten gestoßen hat, wieder und wieder; das Wort „obszön“ wurde groß und quer über den Text gekratzt, abwechselnd mit dem Wort „Schlampe“: wenn man so etwas in einem Thriller sieht, weiß man, dass diese psychischen Defekte als nächstes an einer Prostituierten ausgetobt werden. Oder Elias Canettis *Masse und Macht*, an dessen Hunderten von Seiten ein Bewunderer eine Unmasse von Zeitungsausschnitten, Eintrittskarten und Programmheften festgetackert hat, sodass sich jetzt die weit aufklaffenden Buchdeckel nicht mehr

schließen lassen und das Innenleben herausquillt. Oder – besonders schmerzlich für einen Antiquar – die Erstausgabe von Thomas Manns *Zauberberg*, bei der ein Sittenwächter sich nicht darauf beschränkte, die seine anfällige Seele peinigenden Stellen zu schwärzen oder zu überkleben: rigoros hat er zur Schere gegriffen und einzelne Sätze säuberlich herausgeschnitten. Konfetti der Anstößigkeiten.

III. Es gibt einen blöden Witz, der nicht ganz dazu passt und doch damit zu tun hat, der Witz von dem hungrigen Gast im Lokal, der nicht warten kann, bis sein Essen kommt, und sich nach einer hastigen Entschuldigung über den scheinbar noch unberührten Eintopf seines zeitungslesenden Tischnachbarn hermacht. Als er am Tellerboden auf ein Gebiss stößt, speit er alles wieder aus. „Ja“, sagt der andere Gast hinter seiner Zeitung, „das ging mir vorhin auch so.“

IV. In dem Roman *Das Papierhaus* von Carlos María Domínguez geht es um das Aufspüren und Sammeln und Archivieren von Büchern. Dort gibt es einen besessenen Sammler, der Carlos heißt wie der Autor, und er macht genau das: er vermengt seine Gedanken mit jenen, die aus den gedruckten Zeilen aufsteigen. Er streicht Worte an und längere Passagen, die Ränder sind übersät mit seinen Bemerkungen. So hinterlässt er seine Spuren wie ein Rüde, der sein Revier markiert. „Ich vögle mit jedem Buch“, sagt Carlos, „keine Markierung bedeutet für mich: kein Orgasmus.“

V. Und schließlich: die Bücher aus den Leihbibliotheken, Bücher, die durch einen Haufen Hände gegangen sind. Bücher, in denen unzählige Augen gestöbert, Schwärme von Fingern geblättert haben. Das Papier knistert nicht mehr voller Ungeduld und Verheißung: matt liegt es, weich und abgegriffen, zwischen den Deckeln und döst vor sich hin.

Blick um Blick ist die Neugier über die Zeilen geglitten, hat die Gefahr aus den Worten gelesen und die Sätze sind stumpf geworden im Lauf der Benutzung und schneiden nicht mehr ins Herz. Gedankengänge, einst unwegsam vor Wagnis, sind durch die rudelweise Wiederholung zu bequemen Trampelpfaden ausgetreten, an deren Rand nichts mehr wächst.

Ausgeliehene Bücher und die Empfindung, man trüge die abgelegten Kleider, die von einem Wohltätigkeitsbasar stammen. //

Ingrid Mylo, Jahrgang 1955, lebt als Schriftstellerin in Frankfurt a. M. und Kassel. Demnächst erscheinen von ihr kürzere und längere Prosatexte unter dem Titel *Männer in Wintermänteln* im Verlag Das Arsenal, Berlin.